



Die Via Alpina Sacra

Auf Pilgerreise quer über die Alpen mit Pater Johannes

Pater Johannes Maria Schwarz ist am 4. Februar bereits zum zweiten Mal in der Mundologia-Reihe zu Gast. Nach seinem Vortrag über die Pilgerreise nach Jerusalem schildert er diesmal seine Erlebnisse auf dem Weg quer über die Alpen von Aquilea in Italien bis zu den Inseln von Lérins in Frankreich. Der Weg verbindet mehr als 200 Heiligtümer und Gedenkort.

Pater Johannes, Sie haben sich mit Kunst befasst, sind geweihter Priester, Weitwanderer, Autor, Filmemacher und Blogger. Was antworten Sie auf die Frage: „Was machen Sie beruflich“?

Was ich bin, ist Priester – dafür schlägt mein Herz. Und alles, was ich mache, hat natürlich damit zu tun – auch wenn es letztlich um

das Erzählen der Geschichten geht, die ich während meiner Reisen erlebe. Jede dieser Reisen hat aber zudem eine persönliche Dimension, die es für mich zu entdecken gilt.

Die Via Alpina Sacra ist mit 4.300 Kilometern und 173.000 Höhenmetern wohl der anspruchsvollste Pilgerweg durch die Alpen und basiert auf der Via Alpina. Wie kam es zu dieser Routenwahl?

Der Weg ist an die rote Route der Via Alpina angelehnt, welche die Alpen in ost-westlicher Richtung überquert und alle Anrainerstaaten miteinander verbindet. An meinem früheren Wohnort in Liechtenstein führte diese Route unmittelbar vorbei und hatte mich schon aufgrund ihrer Länge fasziniert. Als Priester interessiere ich mich

aber nicht nur für die Alpen als Natur-, sondern auch als Kultur- und Lebensraum. Deshalb lag es für mich nahe, eine solche Reise über den gesamten Alpenkamm mit religiösen Orten zu verknüpfen, die etwas näher am Himmel gebaut wurden.

Was macht eine Wanderung zur Pilgerreise?

Was das Pilgern ausmacht, ist nicht nur der Weg an sich, sondern die innere Haltung, mit der man sich auf den Weg begibt. Das kann in der Moderne auch ein Suchen sein. Viele Menschen brechen auf, weil sie hoffen, Antworten zu finden, und das war schon immer so. Das ursprüngliche Pilgern bestand darin, einen Ort aufzusuchen, an dem sich etwas Besonderes ereignet haben soll – etwa ein Wunder oder eine Erscheinung – oder wo eine Geschichte zwischen Gott und den Menschen begann. Der 3.538 Meter hohe Rocciamelone etwa wurde zum Wallfahrtsort, als ein aus türkischer Gefangenschaft befreiter ehemaliger Sklave zum Dank ein Madonnen-Triptychon auf den Berg trug. Was all diese Orte verbindet, ist etwas, das letztlich über die Welt hinausreicht.

Zwar sind Pilgerwege wie der Jakobsweg inzwischen sehr stark frequentiert, doch viele der Reisenden

verbinden dieses Vorhaben nicht mehr mit seiner ursprünglichen religiösen Bedeutung. Für manche ist es eine Sinnsuche, für andere steht der sportliche Aspekt im Vordergrund. Wie sehen Sie diese Entwicklung?

Ich bin kein Purist und habe keine Forderungen, wenn es um das Pilgern anderer geht. Auf meinen Reisen bin ich in der Regel als Priester zu erkennen und begegne vielen Menschen, die das Gespräch suchen, weil sie zum Beispiel einen schweren Schicksalsschlag erlitten haben. Ich erinnere mich an eine Begegnung mit einem jungen Ehepaar, das sein Kind verloren hatte und das Bedürfnis verspürte, aus dem Alltag in die Berge aufzubrechen. Andere suchen einfach die besondere Gemeinschaft auf dem Jakobsweg. Es muss nicht der Glaube sein, der den Motor dafür bildet, es kann genauso auch der Zweifel oder der Unglaube sein. Es gibt auch Pilger, deren Erwartungen sich nicht erfüllen, die zu Hause feststellen, dass sie keine Antworten auf ihre Fragen gefunden haben. Man spricht dann auch vom „post-hike blues“. Aber ich denke, die meisten nehmen dank der Offenheit, die auf so einem Weg fast notwendig ist, mehr und auch anderes mit, als sie ursprünglich erwartet haben.



Wie würden Sie den Prozess beschreiben, den Sie beim Pilgern sprichwörtlich „durchlaufen“?

Am Anfang steht immer das Körperliche im Vordergrund. Man spürt auch, wie die äußeren Umwelteinflüsse an einem arbeiten, aber daran gewöhnt sich der Körper mit der Zeit. In den schwierigen Situationen gesellt sich zu der körperlichen eine mentale Müdigkeit. Es kommen Zweifel auf, ob es das Richtige ist, was man tut. Dieser Moment ereilt mich auf fast jeder meiner Reisen, aber zu unterschiedlichen Zeitpunkten, das folgt keiner Gesetzmäßigkeit. Was mich manchmal schon vor dem Umkehren bewahrt hat, sind die schönen, kleinen Begegnungen unterwegs – ein kurzes Gespräch, ein Lächeln.

Eine Besonderheit Ihrer Reise ist, dass Sie die Gebetsanliegen mitgenommen und weitergegeben haben. Wie kamen Sie auf diese Idee, und welche Resonanz haben Sie darauf erfahren?

Ich habe rund 1.500 solcher Anliegen erhalten. Sie wurden zufällig den einzelnen Tagen, Wallfahrtsorten und Stätten zugewiesen. Wenn ich dann dort vorbeikam, haben die Leute eine automatisierte Nachricht erhalten, dass ich an jenem Tag für sie bete und sie einlade, sich „einzuklinken“. Das ist ein priesterlicher Dienst, der mir die Möglichkeit eröffnet, unterwegs etwas für diese Menschen zu tun. Diese Anliegen haben mich außerdem manches Mal gerade in schweren Momenten ein Stück weit getragen. Es verleiht dem Schritt eine besondere Kraft, wenn man sich sagt, dass man auch für andere unterwegs ist. Das Feedback war sehr schön – gerade auch wenn die eine oder andere Bitte, wie zum Beispiel ein Kinderwunsch, tatsächlich Erhörung fand.

Was ist Ihr Anliegen, wenn Sie wie nun in Freiburg einen Filmvortrag über Ihre Reise halten?

Humor ist mir sehr wichtig. Die Menschen sollen über mich, und vielleicht auch ein wenig über sich selbst lachen können, wenn sie sich in dem einen oder anderen Aspekt wiedererkennen. Vielleicht fasst aber auch der eine oder der andere anschließend den Mut, selbst aufzubrechen. Auch bei mir war es so – ich entschied als junger Mann nach dem Besuch einer solchen Veranstaltung, nach Santiago zu wandern. Ich predige nicht bei diesen Vorträgen, aber ich versuche dennoch – gerade am Schluss der Veranstaltung – den einen oder anderen Gedanken zu vermitteln, der ein wenig in die Tiefe geht.

Kaum jemand hat einen so umfassenden Einblick in den Zustand des Alpenraums erhalten wie Sie. Wie erleben Sie den Umgang des Menschen mit seinem Lebensraum?



Leben wir noch in Einklang mit der Natur?

Das Erste, was wir in den Bergen erleben, ist das Bewusstsein über die eigene Kleinheit. Wohl jeder, der schon einmal vor einem großen Berg stand, hat eine neue Perspektive auf sich selbst gewonnen. Wir Menschen neigen immer noch zu einem mechanistischen Weltbild, in dem wir uns in den Worten Descartes, als „Meister und Herren der Natur“ begreifen, die ihr „die Geheimnisse entreißen und sie in unseren Dienst zwingen“. In Jordanien erlebte ich einmal während eines Gewitters mitten in der Wüste eine Springflut. In diesen Momenten realisiert man, wie klein man eigentlich ist und weder Herr noch Meister.

Andererseits sind die Auswirkungen des Menschen auf die Natur aufgrund seiner Möglichkeiten gravierender. Ich folge aber nicht jener Strömung der ökologischen Bewegung, die den Menschen nicht als Teil des Ganzen, sondern als Fremdkörper oder Virus begreift. Ich gehöre auch nicht zu jenen, die von der „Mutter Erde“ sprechen, denn an vielen Orten der Welt sind wir nur kurzzeitig zu Gast, wir können dort nicht leben. Ich folge eher Chesterton, der schrieb: „Wer zur Erde ‚Mutter‘ sagt, wird bald feststellen, dass es sich um eine Stiefmutter handelt.“ Mit Chesterton und Franziskus finde ich es schöner, von der Erde als „Schwester“ zu sprechen. Denn meine Schwester hat denselben Ursprung wie ich. Wenn das so ist, dann muss ich auch ein rechtes Verhältnis zur Erde haben, die ich als Schwester eben nicht ausbeuten kann, sondern achten muss.

Pater Johannes, herzlichen Dank für das Gespräch, wir wünschen Ihnen einen schönen Aufenthalt in Freiburg.

*Interview: Thomas Knoll
Fotos von Johannes Maria Schwarz*

Infos:
www.4kmh.com
www.mundologia.de

